

Pflege in der Naturgeschichte des Menschen

VII.

Blume, M. (2012): Pflege und Religiosität in der Naturgeschichte des Menschen. In: Stockmeier, J., Giebel, A., Lubatsch, H. (2012): Geistesgegenwärtig pflegen. Band 1: Grundlegungen und Werkstattberichte. Neukirchener Theologie 2012, S. 283 - 293

MICHAEL BLUME

Pflege und Religiosität in der Naturgeschichte des Menschen

Abstract

In populären Vorstellungen der menschlichen Evolutionsgeschichte dominieren noch immer Klischees von Kampf, Konkurrenz und Stärke als vermeintlich entscheidende Faktoren. Dabei haben sich in der Forschung längst Befunde zur Bedeutung von Empathie, gegenseitiger Hilfe und auch gemeinschaftlich organisierter Kinderbetreuung durchgesetzt. Schon 1,8 Mio. Jahre alte Hominidenfunde lassen auf die gemeinschaftliche Versorgung und Pflege verletzter, kranker und alter Gruppenmitglieder schließen. Der Beitrag stellt die christliche Tradition der Diakonie in den Kontext zeitgenössischer Evolutionsforschung und benennt Argumente für ein reflektiert-positives Selbstverständnis diakonischer Praxis und Religiosität und den selbstbewusstesten Dialog mit Wissenschaft, Medien und Öffentlichkeit. Denn es zeigt sich: Die Diakonie steht in einer unverzichtbaren Tradition des Lebens.

Popular ideas concerning the evolution of mankind are still dominated by stereotypes such as combat, competition and strength as supposed decisive factors. However, explorations revealed the importance of empathy, mutual support and also children's care organized in common. Discoveries of hominids having lived about 1,8 million years ago lead to the conclusion that they already cared in common for injured, sick and old members of their groups. The present article links up the Christian tradition of diaconia with the context of contemporary evolutionary studies. Diaconia in everyday life should be practiced out of a reflected positive view on itself and its religious roots and act on the base of a self-confident dialogue with science, media and the public. It is evident: diaconia is part of a tradition of life which cannot be done without.

Die Evolution des Menschen – ein Triumph des Sozialen?

Ursprünglich hatten die Archäologen in Dmanisi im heutigen Georgien die Fundamente einer mittelalterlichen Stadt freilegen wollen. Doch seit 1991 stießen sie auf sehr viel ältere Fossilien einer ganzen Frühmenschengemeinschaft, deren Mitglieder vor etwa 1,8 Millionen Jahren dort gemeinsam zu Tode kamen, möglicherweise aufgrund eines Vulkanaus-

bruchs. Ein 2005 geborgener Schädel verblüffte die Forscher dabei noch einmal besonders: Die Zahnfächer des älteren Hominiden belegten, dass er über lange Zeit schwach und erkrankt war, Jagd und den Verzehr groben Fleisches kaum mehr bewältigt haben konnte – und doch von seiner Gruppe mit zerkleinerter Nahrung über lange Zeit hinweg mitversorgt worden war. Anstatt des Klischeebildes von brutalen Egoisten hatte sich ein Fenster in die Evolutionsgeschichte des Menschen geöffnet, in dem Gemeinschaftlichkeit, Liebe, Toleranz und Pflege zu erkennen waren.¹

Die Funde von Dmanisi stehen nicht alleine, sondern in einer großen Reihe von Entdeckungen der letzten Jahre, die ein neues Licht auf die Entwicklungsgeschichte des Menschen werfen. So wird immer deutlicher, dass die frühe Evolutionsforschung unter den Stichworten des Darwinismus und Sozialdarwinismus damals vorherrschende Menschen- und Gesellschaftsbilder auf die Vor- und Frühgeschichte übertrug – und damit wiederum, gerne auch in betonter Abgrenzung zu den Kirchen, die Interessen herrschender Schichten als vermeintlich „natürlich“ rechtfertigte. Dazu gehörte die vermeintliche Gnadenlosigkeit der „natürlichen Selektion“ wie auch die vermeintliche Höherwertigkeit der „europäischen Rasse“ gegenüber anderen Völkern und „natürlich“ des Mannes gegenüber der Frau. Und so konnte man noch bis vor wenigen Jahren – vereinzelt sogar heute noch – vermeintlich wissenschaftliche Belege dazu lesen, wonach Frauen angeblich über weniger Intelligenz als Männer verfügten. Freilich verschwanden die Unterschiede, wo immer Mädchen (oder Arme, Migranten) endlich die gleichen Ernährungs- und Bildungschancen wie ihre Brüder (die Etablierten) erhielten. Bis zuletzt – und teilweise bis heute – hatte jedoch gerade die wissenschaftlich lange zu gern geglaubte Mär von der minderen Intelligenz von Frauen (Armen, Migranten) Unzähligen den Zugang zu höherer Bildung verwehrt!²

Dabei deuteten die Befunde schon damals in ganz andere Richtungen, wurden jedoch nicht gehört. Zu den frühen Bewunderern Charles Darwins zählte Antoinette Brown Blackwell (1825–1921), eine studierte, evangelische Theologin wie er, die es gegen alle Widerstände ihrer Zeit zur ersten Pastorin der USA, Frauenrechtlerin, sechsfachen Mutter und kundigen Vortragsrednerin sowie Wissenschaftsautorin gebracht hatte. Dann aber schockiert von menschen- und frauenfeindlichen Auslegungen von Darwins *Abstammung des Menschen* (1817) antwortete sie bereits 1875 mit *The Sexes throughout Nature*, in dem sie argumentierte, dass die Menschheit und ihre Geschlechter nicht auf der Grundlage von Konflikt, sondern von Kooperation evolviert waren.

Ihr, aus heutiger Sicht zutreffendes, Hauptargument lautete: Nicht vor allem Gewalt, Streit und die damit vermeintlich einhergehende Vernichtung der Sieger, sondern der gelingende Aufzug von Menschenkindern,

der vor allem Fürsorge und Kooperation erfordere, habe die Entwicklung des Menschen ermöglicht. Doch da von einer Frau geschrieben wurde das Werk – wie seine Autorin – fast völlig ignoriert und ist bis heute weitgehend unbekannt geblieben.³ Auch der Mitentdecker der Evolutionstheorie, Alfred Russel Wallace (1823–1913), der Darwin um Jahrzehnte überlebte, erlebte als zeitlebens gläubiger Christ mit wachsendem Entsetzen die Auswirkungen des Sozialdarwinismus und der Verherrlichung von Krieg und „Eugenik“. Noch bis zu seinem Tod kurz vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges warb Wallace um ein freundlicheres, sozialeres Verständnis der Evolution und argumentierte für die Überwindung von Materialismus, Armut und Unbildung, warnte vor Krieg, Eugenik und der Ausgrenzung von vermeintlich „unfiten“ Menschen, argumentierte auch für eine Resozialisierung von Straftätern – doch verhallten auch seine, im Rückblick beinahe prophetisch klingenden Worte fast ungehört.⁴

Ein Jahrhundert später haben sich die Argumente und Befunde für Kooperation und, ja, Selbstlosigkeit, Spiritualität und Religiosität in der Evolution des Menschen endlich durchgesetzt und in den letzten Jahren sogar einen regelrechten Boom ausgelöst. Niemand leugnet dabei die beobachtbare Existenz von Egoismus, Aggression und Gier. Aber Forscherinnen und Forscher erkennen zunehmend, dass auch Hilfs- und Versöhnungsbereitschaft, Mitleid und Liebe keineswegs randständige Ausnahmen, sondern Grundlagen unseres Menschseins bilden. Der bekannte, aus Österreich stammende und heute in Harvard wirkende Biomathematiker Martin Nowak erforschte beispielsweise die „Superkooperatoren“ im Evolutionsprozess: Faktoren wie Nachbarschaftsverhältnisse oder die Herausbildung von Gemeinschaften, die Entstehen und Erfolg eines Miteinander auch angesichts von Wettbewerb und Egoismus ermöglichen. Als klassischer Einstieg in Texte und Vorträge dient ihm dabei ein Szenenbild des barmherzigen Samariters, der einem fremden Mitmenschen spontan hilft.⁵

Der Mensch wurde Mensch durch Gemeinschaft

Auf den Spuren von Antoinette Brown Blackwell haben vor allem auch Anthropologinnen und Primatologinnen wie Kristen Hawkes und Sarah Blaffer Hrdy einen neuen Blick auf Natur und Kultur des Menschen und seiner Familienformen eröffnet. So konnte Blaffer Hrdy überzeugend belegen, dass der moderne Mensch nicht vorrangig über Jagd- oder Kriegerzüge, sondern vorwiegend über gemeinschaftliche Kinderbetreuung evolviert sei, denn:

³ Cazden 1983.

⁴ Rockell 1912.

⁵ Nowak 2011.

¹ Ferring et al. 2011, Lordkipanize et al. 2005.

² Frey/Frey 2010.

- unter allen Primaten weise der Mensch die geringste Fremdentendlichkeit auf und habe es sogar geschafft, die Kinderbetreuung mindestens zeitweise an Nichtverwandte zu delegieren. Kein anderer Primat – keine Schimpansin, kein Gorilla – könnte einfach einen Bus besteigen, in eine fremde Stadt umziehen oder gar eigene Kinder in einen Kindergarten oder eine Geburtstagsparty unter Nichterwandte geben – es wären sofort lebensbedrohliche Angriffe zu erwarten! unter allen Primaten habe es somit nur der Mensch durch sein gemeinschaftliches Miteinander und Vertrauen geschafft, einerseits die Geburtenabstände zwischen Kindern zu verkürzen, andererseits aber deren Kindheit und Jugend (samt Ausreifung des Gehirns und des Erwerbs umfassender, kultureller Kenntnisse) zu verlängern. Schimpansen- oder Gorillamütter müssen dagegen ihre Kinder so lange bei sich tragen, bis sich diese selbst verteidigen können;
- der Geschlechtsdimorphismus (Größenunterschied zwischen den Geschlechtern) sei beim Menschen im Vergleich zu frühen Hominiden und auch beispielsweise zum Gorilla – der einen Harem zu erobern und zu verteidigen hat – abgeschmolzen, was gegen die seit Darwin vermutete Dominanz von Mann-Mann-Kämpfen und stattdessen für frühe, partnerschaftliche Verhältnisse spreche;
- das menschliche Sexualverhalten und die Sexualorgane seien auf mindestens potentiell langeligere Partnerbindungen hin evolviert: Menschen können sich, wie sonst nur noch Bonobos, beim Liebespiel einander zuwenden und Sexualität auch außerhalb fruchtbarer Phasen zur Erneuerung und Vertiefung von Paarbindungen genießen; alle heute zu beobachtenden Menschenkulturen organisieren Kinderbetreuung auch über die Eltern hinaus (sog. Alloparenting). Ältere Menschen spielen dabei in Menschenkulturen eine besondere, unterstützende Rolle – was wiederum die Evolution menschlicher Langlebigkeit begünstigt hat;
- Traditionen und Institutionen zu entwickeln, die Familien in ihrer Zeit unterstützen und in denen Kinder sicher gedeihen können, ist damit kein Luxus, den sich Menschen „auch noch“ leisten können – es ist die Grundlage menschlichen Lebens.⁶

Für Aufsehen sorgte auch der Anthropologe Richard Wrangham, indem er auf die Tragweite des Kochens für die anatomische und soziale Entwicklung des Menschen hinwies: Hier haben wir ein eindeutig kulturelles – also durch Lernen weitergegebenes – Merkmal, ohne das gleichwohl unsere biologische – also durch Gene weitergegebene – Natur nicht erklärt werden kann. Erst das Zerkleinern, Zubereiten und später auch Braten und Kochen von Nahrung ermöglichte die energiereichere und schnellere Verdauung der Speisen und den Ausbau unserer energetisch

teuren Gehirne bei gleichzeitiger Schrumpfung von Magen und Darm. Zugleich vertiefte das Kochen die soziale Arbeitsteilung unserer Vorfahren und ermöglichte beispielsweise auch Älteren einen aktiveren Beitrag zum Wohl der Gemeinschaft, in den sie ihre Vertrauenswürdigkeit wie auch ihre wertvollen, kulturellen Kenntnisse einbringen konnten. Von den Hominiden von Dmanisi über die Lager- und Herdfeuer früher Menschenkulturen bis zum Abend- und Agapemahl der Christen reicht eine evolutionäre Traditionslinie, die und deren Auswirkungen wir erst zu verstehen beginnen. Menschliches Essen ist längst so viel mehr als Nahrungsaufnahme – oder kann es zumindest sein.⁷

Spiritualität und Religiosität des Menschen

Mit und nach der Sprache evolvierten unsere Vorfahren schließlich noch zwei weitere, eng verbundene Merkmale menschlicher Vergemeinschaftung: Spiritualität und Religiosität. Vor etwa 100.000 Jahren finden sich bezüglich *Homo sapiens* und *Homo neanderthalensis* die ersten Hinweise auf Bestattungen, doch Rituale und Übungen dürften noch deutlich älter sein. Seit wenigen Jahren erkunden Hirn-, Gen-, Kultur- und Geisteswissenschaftler endlich gemeinsam, was vor sich geht, wenn Menschen Erfahrungen der Entgrenzung machen und tiefe, spirituelle Verbundenheit mit ihrer Umgebung, der Natur, allem Sein empfinden. Der religiöse Glaube an überempirische Wesenheiten wie Ahninnen, Geister und Gottheiten, die uns Menschen beobachten und beurteilen, verblüfft in seiner Wirksamkeit. So ändern wir Menschen intuitiv unser Verhalten zugunsten traditioneller Regeln, wenn wir uns von relevanten Akteuren gesehen glauben – und Menschen, die sich auf die gleichen religiösen Überlieferungen beziehen, können untereinander außerordentlich intensive Gemeinschaften begründen. Schon die frühesten, Menschen darstellenden Kunstwerke der Menschheit symbolisierten dabei gerade nicht waffenstarrende Kämpfer, sondern Leben, Mutterschaft und Fruchtbarkeit. Zunächst gingen wir Evolutionsforscher dabei davon aus, dass religiös vergemeinschaftete Menschen auch heute durchschnittlich vielleicht etwas höhere Kinderzahlen aufweisen würden als Konfessionslose. Nach Jahren der Suche stehen wir jedoch vor dem Befund, dass wir über den statistischen Unterschied hinaus zahlreiche, über Generationen hinweg kinderreiche Religionsgemeinschaften wie die Old Order Amish, Hutterer, orthodoxe Juden oder Mormonen ausfindig machen konnten – aber noch keine einzige menschliche Population, die auch nur ein Jahrhundert hindurch ohne religiöse Traditionen hätte demographisch stabil (mindestens zwei Kinder pro Frau) bleiben können. Wo immer Menschen ihren Glauben an höhere Wesenheiten und an einen

personal übermittelten Sinn im Leben verlieren, zerfallen empirisch messbar auch ihre familiären und gemeinschaftlichen Strukturen Sacher: Auch religiöse Traditionen und Gemeinschaften können durchaus erstarren, scheitern, fehlgehen und haben dies nicht selten auch getan – aber ganz ohne sie scheint menschliche Gesellschaft nach heutigem Stand der Wissenschaft auch nirgendwo nachhaltig zu gelingen.⁸

Glaubwürdigkeit durch ehrliche Signale

Viele der genannten Befunde sind keineswegs neu – Darwin selbst, imhinein studierter Theologe, hatte beispielsweise bereits über die Herkunft und gemeinschaftsförderliche Bedeutung religiösen Glaubens geschrieben. Aber der Haupteinwand von Vertretern eines lieb- und glaubenlosen Evolutionsverlaufes wie Richard Dawkins (*Das egoistische Gen*, 1976) gegen die Beobachtung von Kooperations- und Gemeinschaftserfolgen war das Trittbrettfahrer-Argument: Wo immer sich Selbstlosigkeit und Kooperationsbereitschaft entwickelten, würden diese durch egoistische Ausbeuter ausgenutzt, überfordert und schließlich zerstört. Und wer könnte leugnen, dass es auch unter Menschen stets Gewalt, Kindesmissbrauch, Diebstahl und Betrug gab und gibt – nicht selten unter religiöser Flagge? Wie konnten und können Strukturen des Miteinanders dagegen bestehen?

Die sich immer deutlicher abzeichnende Antwort der modernen Evolutionsforschung hat in sehr direkter Weise mit Erfahrungen der Diakonie zu tun: Es ist das Zeugnis der glaubwürdigen Tat, im evolutionsbiologischen Jargon das „Glaubwürdigkeit steigende“ oder auch einfach „ehrliche Signal“.⁹ Menschen schließen sich häufiger den Gemeinschaften an, in denen ein Zusammenhang zwischen gepredigten Ansprüchen und Taten hin zu Verbindlichkeit, Gegenseitigkeit und, ja, Liebe erkennbar ist. Vor allem Frauen, die mit Geburt und Aufzug jedes Kind Schmerzen, Kosten und Risiken auf sich nehmen, wählen auch heute noch empirisch beobachtbar überdurchschnittlich häufig jene Gemeinschaften, die ein lebensförderliches Umfeld familiärer und sozialer Verbindlichkeit heißen.¹⁰ Und evolutionär ist das mehr als schlüssig, schließlich gehen wir alle auf Vorfahren zurück, die über viele tausende Generationen hinweg ausreichend richtige Entscheidungen getroffen haben.

Stellen Sie sich nur einen Augenblick vor, Sie wären eine junge Frau oder ein junger Mann während der Steinzeit, die sich für ein Leben und eine Partnerschaft in einer Gruppe entscheiden müssten – würden Sie sich eher für eine erkennbar liebevolle und solidarische Gemeinschaft oder eine von rücksichtsloser Brutalität und Furcht geprägte Hierarchie

entscheiden? Und wie könnten Sie die entsprechende Qualität beider Gruppen deutlicher abschätzen als beim Blick auf ihre religiösen Lehren und Rituale wie auch auf ihren Umgang mit Kranken, Behinderten und Alten?

Plötzlich erweist sich das geistig behinderte Kind, das dennoch liebevoll versorgt wird, evolutionär eben nicht mehr als schädlicher Ballast, als den es noch die Sozialdarwinisten bezeichnet hätten. Es ist vielmehr lebendiges Zeugnis echter Gemeinschaft und beschenkt die es begleitenden Menschen tatsächlich durch Erfahrungen des Miteinanders, der vorbehaltlosen Freude, des puren Lebens über das Kalkül hinaus. Da ist die alte Frau, die nicht mehr sehen kann, aber deren Wissen um die alten Mythen, Pflanzen und Heilkräuter weithin gerühmt wird. Dort ist die Sammlerin, die bei einem schlimmen Unfall ein Bein verloren hat, aber mit ihrer Stimme Menschen und Geister zusammenzuführen und zudem als Köchin alle zu begeistern und zu stärken vermag. Und da ist der Jäger, der im jugendlichen Zorn zu weit gegangen und zeitweise ausgestoßen worden ist, dem aber nach einem Sühneritual noch eine zweite Chance zum Verbleib in der Gemeinschaft und damit zum Überleben gegeben wurde. Ja, mit Egoismus, Aggression und Betrug haben Menschen zu kämpfen, noch bevor sie Menschen wurden. Aber nur jene, denen es dennoch immer wieder gelang, auch lebensförderliche Gemeinschaften zu errichten und zu erhalten, gehören zu unseren Vorfahren.

Die christliche Diakonie als Erbin und Neuinterpretin von Lebens-Traditionen

Vor etwa 12.000 Jahren verließen Menschen durch den beginnenden Ackerbau die Lebenswelt, in der sie evolviert waren. Anstelle der Vorstellungen eines linearen Fortschrittes erkennt die Wissenschaft heute die enormen, gesellschaftlichen Mühen und Umwälzungen, in die die Menschheit taumelte. Segnungen wie eine immer erfolgreichere Medizin, Technologie und Wohlstand für einige standen im Kontrast zu Katastrophen wie großflächigen Kriegen, Epidemien, Hungersnöten sowie Armut, Überbevölkerung und den Zerstörungen ganzer Ökosysteme. An die Stelle überschaubarer Lebensgemeinschaften traten zunehmend anonyme Großgesellschaften, deren Regeln insbesondere Frauen, Kindern, Fremden und Armen nicht selten Furchtbares auferlegten.

Auch der religiöse Kosmos der steinzeitlichen Jäger und Sammler zerbrach – konkurrierende Gottheiten beanspruchten inhaltliche und regionale Herrschaftsgebiete, neben weiter bestehende Traditionen des Lebens traten fürchtbare Varianten der Furcht, denen sogar Menschenopfer gebracht wurden. Und immer wieder zerfielen ganze Zivilisationen und Kulturen, deren Geschichte wir heute mühsam an wenigen Relikten zu rekonstruieren versuchen. Viel spricht dafür, dass in der (nicht nur) biblischen Paradieserzählung und den göttlichen Androhungen die my-

⁸ Vaas/Blume 2009, Voland/Schietenhövel 2009.

⁹ Joseph 2009.

¹⁰ Blume 2010.

thisch tradierten Erinnerungen an ein früheres, freiheitlich-egalitäres Leben wie auch der traumatische Schock des Übergangs mitverarbeitet wurden.¹¹

Für die so wechselhafte Geschichte des Judentums wurde schließlich der Glaube an eine nur einzige, alle Schöpfung tragende Gottheit konstruierend. Die auf dieser Basis erreichte, beständige und auch abgegrenzte Vergemeinschaftung bildete einen scharfen Kontrast zum meist unverbändlicheren Polytheismus der antiken Reiche und zog umgehend sowohl die Neugier wie auch den Hass vieler Umgebender auf sich. Und vor zweitausend Jahren wurde diese Lehre in Jesus Christus noch einmal merk-würdig zugespitzt: Der Schöpfer und Eingott sei selbst Mensch geworden und habe Sünde und Leid der Mit-Menschen auf sich genommen, um allen Versöhnung anzubieten. Nicht mehr Reichtum, Ruhm oder die Beherrschung der richtigen Zaubersprüche verbürgten Sinn im Dies- und Freude im Jenseits, sondern die Zuwendung zu Christus in den Armen, den Kranken, den Verfolgten.

Die Diakonie (später auch: Diaknisse) und der Diakon traten als Dienerin und Diener der Tat neben die Verkünder des Wortes – und ohne die beglaubigenden Taten der Ersteren hätten die Lehren der Letzteren kaum Kraft entfalten können. Zur (bis heute nicht abgeschlossenen) Entwicklung diakonischer Ämter trat dabei auch die Verpflichtung älterer Gemeindeglieder. Was wurde nicht gelacht und gehöhnt über diese seltsamen Christen, die den noch eisenzeitlich geprägten Kämpferidealen der ausgehenden Antike so eindeutig entsagten? Die stattdessen die Unterschiede zwischen Armen und Reichen in Frage stellten, an „sieben Werken der Barmherzigkeit“ (Matthäus 25) zu erkennen waren und statt in prächtigen Tempeln in schlichten Häusern und versteckten Gemeinschaft feierten?!

Inzwischen verstehen wir sie gerade auch aus evolutionärer Perspektive besser – jene Dienerinnen und Diener des Tisches, die Wohlhabende und Hungernde zusammenführten, die Verteiler der Opfergaben, die Familien, Kranken, Alten und Schwachen beistanden und die sprichwörtlich gewordenen „Witwen und Waisen“ versorgten.¹² Nun verstehen wir auch den Erfolg der frühen, christlichen Gemeinschaften besser, die durch Eintritt (gerade auch von Frauen) und durch Kinderreichtum auch gegen alle Verfolgungen zu wachsen vermochten – während zum Beispiel der auch in der Bibel volkszählend vorgestellte Kaiser Augustus mit Gesetzen den demographischen Verfall seines Reiches erfolglos zu stoppen versuchte.¹³ Schon zwei Jahrhunderte zuvor hatte der Historiker Polybios den erst religiösen, dann demographischen Zerfall der Antike in Worten beschrieben, die der aktuellen Tageszeitung entstammen könnten: „In der Zeit, in der wir leben, ist in ganz Griechenland die Zahl

der Kinder, überhaupt der Bevölkerung in einem Maße zurückgegangen, dass die Städte verödet sind und das Land brachliegt, obwohl wir weder unter Kriegen von längerer Dauer noch unter Seuchen zu leiden hatten [...] weil die Menschen der Großmannsucht, der Habgier und dem Leichtsinne verfallen sind, weder mehr heiraten noch, wenn sie es tun, die Kinder, die ihnen geboren werden, großziehen wollen, sondern meist nur eins oder zwei, damit sie im Luxus aufwachsen und ungeteilt den Reichtum ihrer Eltern erben, nur deshalb hat das Übel schnell und unvermerkt um sich gegriffen.“¹⁴

Später dann sahen sich die christlich-diakonischen Werke nicht mehr dem Mangel an Kindern und Vergemeinschaftung, sondern Problemen der Bevölkerungsexplosion und aggressiven Intoleranz zwischen Menschengruppen gegenüber. Und heute trifft sogar beides zu: Christliche Diakonie wirkt in Regionen mit vielen wie auch in solchen mit wenigen Kindern, solchen mit engen wie auch solchen mit differenzierten Familienstrukturen – und auf Gleichzeitigkeiten in den Bereichen der Migration und Inklusion. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind einerseits Erbtöchter und Erben der großen natürlichen wie auch kulturellen Traditionen diakonischen Lebens, die sie andererseits in jeder Generation, ja sogar in jeder Situation neu entdecken und anwenden müssen.

Die christliche Diakonie im 21. Jahrhundert – ein Fazit

Wird die christliche Diakonie nicht vielleicht überflüssig werden, wo doch wachsender Wohlstand und staatliche Organisation immer mehr Leistungen erbringen? Merken nicht immer mehr Menschen kritisch an, dass Diakonie und Caritas „auch nur Anbieter“ auf dem Wettbewerbsmarkt verschiedener Dienstleistungen seien? Sind die religiösen und spirituellen Aspekte diakonischen Miteinanders nicht doch nur abschmelzende Relikte vergangener Zeiten?

Ich hoffe, gezeigt zu haben, dass dem nicht so ist. Menschliches Leben ist nicht selbstverständlich, es gelingt und wächst nicht einfach – und gerade Wohlstand und Sicherheit können Gemeinschaftlichkeit zum Erkalten bringen, in der Antike wie auch heute. Es ist nicht nur so, dass weiterhin – auch in unserer Mitte – Not und Armut bestehen; sie sind teilweise unsichtbarer geworden. Immer größere Teile der heranwachsenden Generationen werden in eine Mediengesellschaft sozialisiert, in der Menschen vermeintlich ewig jung, flexibel, attraktiv und vor allem leistungsfähig zu sein haben, der Umgang mit Behinderung, Leiden, Krankheit und Tod aber ausgelagert wird. Es ist dies eine aufregende Zeit – aber keine, auf die uns unsere Natur oder auch Kulturen irgendwie hätten vorbereiten können. Vereinzelung und die Auflösung

¹¹ Diamond 2009.

¹² Vgl. Hamann 2003.

¹³ Sonnabend 2007.

¹⁴ Zit. n. Felderer 1983, S. 128.

traditioneller Gemeinschaftsformen (auch, aber nicht nur in den Kirchen und Familien) sind die logische Folge einer Welt, die mit einer nie gekannten Fülle an Zerstreungsangeboten werben kann. Internetnutzer sind von virtuellen Schein-Vergemeinschaftungen umgeben, von deren Hochglanzprospekten stets schöne, gesunde, immer gut gelaunte Leistungsträger lächeln.¹⁵ Dass ein interessiert-beobachtender und dann auch noch hoffender Gott dagegen oft nur noch als lächerliche, wenn nicht gar unzumutbare Hypothese missverstanden wird, braucht nicht zu verwundern – Positivverfahrungen mit religiöser Vergemeinschaftung werden für immer mehr Menschen zunehmend rar und fremd. Dass sich aber auch Geld nicht wirklich selbst vermehrt und unsere Wirtschaftsweise längst ihre Systemgrenzen erreicht hat, sickert nur langsam ins allgemeine Bewusstsein. Was sagt es eigentlich über eine Gesellschaft aus, dass sie die „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ wieder entdecken und herstellen muss – als könnte sie frei verfügen, welche Grundlagen das menschliche Leben seit jeher hat?

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Diakonie haben meines Erachtens keinen Anlass, die aktuellen Entwicklungen nur und ausschließlich mit Befürchtungen zu sehen. Sicher, wir leben seit Jahrtausenden unter den Bedingungen von kulturellem Umbruch und Beschleunigung und werden in immer schnellerer Folge von Unerwartetem herausgefordert. Aber in den natürlichen und kulturellen, religiösen und spirituellen Traditionen der Menschheit und nicht zuletzt der christlichen Diakonie finden sich auch immer wieder Schätze, die ihrer (Wieder-)Entdeckung harren. Eine menschliche Gesellschaft der Zukunft kann entdecken, dass Evolution stets auf Gewachsenem aufbaut – und die christliche Botschaft nicht zufällig erfolgreich war und ist. Kirchen und Vereine können junge und alte Menschen für Freiwilligendienste an und mit Bedürftigen gewinnen – und damit für Erfahrungen des Angenommenseins, die Facebook alleine nicht bieten kann. Bosse und Banker können die zeitweise Begegnung mit Behinderung und Sterblichkeit als unverzichtbaren Teil ihrer Ausbildung verstehen lernen. Politiker und Steuerzahler können erfassen, dass Investitionen in das Glück von Familien und Kindern vor Zerfall und Schuldenbergen schützen. Und sogar wir Wissenschaftler beginnen inzwischen zu verstehen, dass vermeintlich profan-alltägliche Verrichtungen wie das Kochen, Pflegen oder Beten auf gewachsene, tiefe und mittelbar tragende Schichten unseres Mensch-Seins verweisen – ohne die es auch unsere Bücher, Titel, Labore und Institute nie hätte geben können. Grausamkeit, Verlust und Leiden sind Realitäten unserer Welt – und gerade der christlichen Lehre und deren zentraler Symbolik kann niemand vorwerfen, dies zu verschweigen. Aber ebenso deutlich ist, dass über das zünftig gebende Dienen – die Kooperation, das Säen – auch immer wieder ein Wachsen des Guten einsetzt, des-

sen Umfang wir nicht vorausberechnen und vielleicht noch nicht einmal erahnen können. Wir dürfen in eine kalte Welt hinein eine zunehmend auch von Liebe bestimmte Erfolgsgeschichte einschreiben. Was für ein Auftrag im Rahmen einer immer aktuellen, guten Nachricht!

Literatur

- Ammicht Quim, R.: *Heimat im Netz? Heimat und Identität*, 03/2011, Stuttgart (Online als Vortragstext verfügbar: http://www.evangelisches-schulwerk-baden-und-wuerttemberg.de/fileadmin/mediapool/bezirke/schulwerk/Dokumente/Vortrag_Prof._Ammicht_Quim_am_24.Jan._2011.pdf, Zugriff 7.3.2012).
- Blaffer Hrdy, S.: *Mütter und Andere. Wie die Evolution uns zu sozialen Wesen gemacht hat*. Berlin 2010.
- Blume, M.: Die Rolle der Frau in der Evolution von Religiosität. *Mitteilungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*, Bd. 31, 2010, S. 15–26.
- Cazden, E.: *Antoinette Brown Blackwell: A biography*. Old Westbury, NY 1983.
- Diamond, J.: *Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften*. Frankfurt a. M. 2009.
- Felderer, B.: *Wirtschaftliche Entwicklung bei schrumpfender Bevölkerung*. Berlin u. a. 1983.
- Ferring, R. et al.: Earliest human occupations at Dmanisi (Georgian Caucasus) dated to 1.85–1.78 Ma. *PNAS*, Ausgabe 108/2011, S. 10432–10436.
- Frey, U./Frey, J.: *Fallstricke. Die häufigsten Denkfehler in Alltag und Wissenschaft*. München 2010.
- Hammann, G.: *Die Geschichte der christlichen Diakonie. Praktizierte Nächstenliebe von der Antike bis zur Reformationszeit*. Göttingen 2003.
- Joseph, H.: The evolution of costly displays, cooperation, and religion: Credibility enhancing displays and their implications for cultural evolution. *Evolution and Human Behaviour*, 30/2009, S. 244–260.
- Lordkipanidze, D. et al.: The earliest toothless hominin skull. *Nature*, 434/2005, S. 717–718.
- Nowak, M.: *Supercooperators. Altruism, evolution and why we need each other to succeed*. New York u. a. 2011.
- Rockell, F.: The last of the Great Victorians. Special interview with Dr. Alfred Russell Wallace. *The Millgate Monthly*, August 1912.
- Somabend, H.: Die Ehe- und Sittengesetzgebung des Kaisers Augustus. *Statistisches Monatsheft B.* W. 8/2007, S. 49–50.
- Vaas, R./Blume, M.: *Gott, Gene und Gehirn. Warum Glaube nützt. Die Evolution der Religiosität*. Stuttgart 2009.
- Volland, E./Schieffelhövel, W.: *The biological evolution of religious mind and behavior*. New York u. a. 2009.
- Wrangham, R.: *Feuer fangen. Wie uns das Kochen zum Menschen machte – eine neue Theorie der menschlichen Evolution*. Stuttgart 2009.